

Andreas Koch

---

Das kommt von oben, da können wir nichts machen!

Andreas Koch

**Das kommt von oben,  
da können wir nichts machen!**

Biografie

© 2022 Andreas Koch

1. Auflage

Umschlaggestaltung: Andreas Koch, Marina Rudolph

Lektorat, Korrektorat: Renate Jung

Satz: Andreas Paschko

Verlag & Druck: tredition GmbH, Halenreihe 40-44, 22359 Hamburg

ISBN:

Softcover 978-3-347-69029-5

Hardcover 978-3-347-69030-1

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig.  
Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung,  
Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

*Diese Biografie wurde aus der eigenen Erinnerung geschrieben.  
Die Namen der handelnden Personen wurden zum Teil geändert.  
Die in wörtlicher Rede geschriebenen Gespräche wurden inhaltlich aus  
meiner Erinnerung und nicht wortgetreu wiedergegeben.*

# Inhaltsverzeichnis

I	Achillesferse - Fußball ist geil! .....	1
II	Polizei .....	23
	- Der mittlere Polizeidienst .....	25
	- Das Studium .....	57
	- Der gehobene Polizeidienst .....	67
III	Klappe – die Erste .....	85
IV	Andreas, der Koch .....	97
V	Roadtrip .....	107
VI	Die Frage nach dem Warum .....	121
	- Mr. Jägermeister .....	123
	- Das Hygienekonzept .....	125
	- Corona is coming .....	137
	- Tag der Freiheit .....	145
	- Fußball ist nicht mehr geil .....	158
VII	Das kommt von oben, da können wir doch was machen .....	163
	- Die Flut .....	165
	- Tschö Kiosk .....	177
VIII	Was macht Andreas heute? .....	183

- | -

Achillesferse - Fußball ist geil!

Geschafft, das Spiel ist aus. Wir haben 1:0 gewonnen. Eigentlich ein Grund zur Freude, doch ich liege noch lange nach Abpfiff im Mittelkreis des Sportplatzes und erfreue mich nicht bester Gesundheit. Der merkwürdige Knubbel in meiner rechten Wade, gleich oberhalb der Ferse, deutet wohl darauf hin, dass sich soeben meine Achillessehne verabschiedet hat. Meine Mitspieler stehen neben mir und denken, ich will sie verarschen, als ich ihnen trotz Schmerzen ruhig meine Selbstdiagnose mitteile.

Naja, da hatte ich schließlich beim Fußball schon ganz andere Schmerzen ertragen. Das gehört zu diesem Sport eben dazu. Nie werde ich vergessen, wie mir mit Anfang zwanzig die Kniescheibe herausgesprungen war und ich das Teil vor lauter Schreck im Affekt wieder an die rechte Stelle gedrückt hatte. Das waren Schmerzen, die ich nie vergessen werde, von denen ich sogar heute noch manchmal träume und dann schweißgebadet aufwache.

Heute bin ich 40 und es hatte also doch noch die größte Sehne an meinem Körper erwischt. Der Körper verzeiht halt inzwischen immer weniger. Eigentlich hatte ich meine Fußballschuhe bereits an den Nagel gehängt, aber ich hatte mich mal wieder breitschlagen lassen, in der zweiten Mannschaft auszuhelfen. Das tat ich letztlich auch gerne. Fußballspielen ist einfach geil, und bis kurz vor Ende des Spiels lagen wir sogar in Führung, auch wenn ich zuvor das 2:0 auf dem Fuß kläglich vergeben hatte. Naja, was soll's, ich war halt noch nie ein Stürmer. Für mich gab es beim Fußball immer nur eins: kämpfen bis zum Umfallen.

Mit diesem Glaubensbekenntnis war ich sicher auch immer ein unbequemer Gegenspieler, der sich für nichts zu schade war. Trotzdem durfte ich heute ausnahmsweise mal im Sturm ran, was mir bei meiner körperlichen Fitness auch ganz recht war. Das bedeutete für mich ab dem Anpfiff Gas geben und gewinnen, und dafür mussten wie immer alle Register gezogen werden. In der Schlussminute wollte ich schließlich noch einem Ball, den Jannis hinten rausgeschlagen hatte, entgegengehen und festmachen. Bis zum Ball kam ich nicht mehr. Abpfiff! Aber schön wäre es gewesen.

Nun lag ich dort im Mittelkreis, alle Gesichter der Mitspieler über mir, und ein jeder redete auf mich ein. Jannis rief unserem Trainer zu: »Hey, ruf mal einen Krankenwagen!« Ich erwiderte sofort: »Keinen Krankenwagen. Ich fahre auf keinen Fall ins Krankenhaus. Hol erst mal eine Trage und bring mich hier runter.« Vom Spielfeldrand rief ich meinen Vater an und erzählte ihm vom Malheur. Während ich alles schilderte, er mir zuhörte und die Leitung knackte, konnte ich mir die Begeisterung schon bildlich ausmalen, die sich in dem Moment sicherlich in seinem Gesicht breitmachte. Er versprach mir, mich abzuholen, und als er vorfuhr, hatte er tatsächlich genau diesen Gesichtsausdruck aufgelegt, den ich mir noch eben so lebhaft an ihm vorgestellt hatte. Seine einzigen Worte: »Gut, dass das deine Mutter nicht mehr miterleben muss.«

Ja, da hatte er recht. Wie oft hatte meine Mutter versucht, mich vom Fußballspielen abzubringen, wie viele ähnliche Situationen hatte sie innerhalb meiner bereits



einige Jahrzehnte andauernden »Karriere« noch miterlebt. Ich war einfach zu oft schwer verletzt, aber ohne Fußball geht es auch nicht. Fußball ist nun mal geil, und die Verletzungen sind der Einsatz bei diesem Spiel.

»Papa, deine Sprüche bringen mich jetzt auch nicht weiter. Ich glaube, meine Achillessehne ist durch. Ruf Doc Baum an und frag, ob er sich das mal ansehen kann.«

Es war zwar Sonntag und Dr. Baum nicht mein Hausarzt, aber er wohnte in der Nachbarschaft von Paddys Restaurant und war selbst im Sportverein engagiert. Der stimmte zu, wir machten uns auf den Weg und waren kurze Zeit später an seinem Haus, wo er auf uns wartete. Seine Diagnose nach kurzem Thompson-Test war eindeutig: »Andreas, das sieht nicht gut aus, die Sehne ist durch. Ich bandagiere dir das, und dann fährst du morgen in die Klinik. Den Fuß nicht belasten und möglichst in einer Spitzfußstellung halten.«

Ich dachte nur: Na, das hast du wieder toll hinbekommen. Die Diagnose bestätigte sich in der darauffolgenden Woche. Ich hatte mal wieder Glück im Unglück. Der Riss musste immerhin nicht operiert werden. Dafür durfte ich die nächsten Wochen bzw. Monate eine Orthese tragen und fand mich auf dem Sofa wieder. Das war für mich als Zappelphilipp natürlich genau mein Ding. Meine Stimmung war im Keller.

Es war ein Glück, dass immerhin meine Lebensgefährtin Paddy, der ich nun nicht mehr wie gewohnt bei unserer Gaststätte, dem Kiosk oder am Food-Truck helfen konnte, gut mit der ganzen Situation umging. Sie ist eben eine

echte Powerfrau, die nichts so schnell aus der Ruhe bringt und die auch die widrigsten Umstände, die in der Gastronomie immer wieder auftauchen, zuverlässig und gewissenhaft meistert. Das ist ein Zeichen dafür, dass sie den eigenen Beruf versteht und, was noch wichtiger ist, ihn lebt und liebt.

Auch wenn Paddy gut mit der Situation zurechtkam und meine Aufgaben eher in der Organisation lagen als in der betrieblichen Unterstützung selbst, wusste ich, dass meine beiden Hände in den kommenden Monaten dennoch fehlen würden. In der Gastronomie ist eben alles immer auf Kante genäht. So hatten wir beide während dieser Monate unser eigenes Kreuz auf unterschiedliche Weise zu tragen: Sie, indem sie die Läden alleine schmeißen musste, ich, der seinem Wesen widersprechend auf dem Sofa ausharren musste.

Nun lag ich hier auf dem Sofa und blies Trübsal. Die Schmerzen waren auszuhalten, nur nachts war es unangenehm, mit dem orthopädischen Stiefel auf der Seite zu liegen. Aber das war wohl alles Meckern auf hohem Niveau, und wie sagte mein Kumpel Rüdiger immer so schön: »Dafür leben wir.« Leider ist Rüdiger, kurz bevor ich dieses Buch anfang zu schreiben, von uns gegangen. Er war ein Unikat und jemand, den ich deshalb mochte, weil er einem direkt sagte, wenn er mit einem ein Problem hatte. Diese klare Kante mochte ich an ihm besonders, und was das anging, waren wir uns sehr ähnlich.

Andererseits kam mir die Verletzung in gewisser Weise auch ganz gelegen. Sie gab mir Zeit, in aller Ruhe über

mein Leben und die vergangene Zeit außerhalb der Hektik der beruflichen Verpflichtungen nachzudenken. Die letzten Jahre bei der Polizei hatten mich ziemlich aufgerieben. Wenn ich zurückdenke, war ich einmal gerne Polizist gewesen, aber diese Zeiten und dieses Gefühl scheinen momentan sehr fern.

Die Polizei hat sich zu stark verändert. Hm, vielleicht habe ich mich auch verändert? Nein, meinen Grundprinzipien - bedingungslose Ehrlichkeit und ausgeprägter Gerechtigkeitssinn - bin ich bis heute treu geblieben, und genau dies führte in den letzten neun Jahren immer wieder zu Problemen. Wie oft musste ich in dieser Zeit den Satz hören: »Das kommt von oben, da können wir nichts machen.«

Wenn ich den Satz einmal nicht von meinem Gegenüber hörte, erwischte ich mich manches Mal dabei, meine eigenen Grübeleien mit diesem Totschlagargument zu beantworten. Diese Floskel zieht sich wie ein roter Faden durch einen großen Teil meines Lebens und verfolgt mich bis heute, ist sie mir doch schon von klein auf in Gestalt meines Vaters begegnet, der ebenso Polizeibeamter war; auch einer von der ganz gründlichen und korrekten Sorte.

Es ist faszinierend, wie ich viele Sachen erst bemerke und klarsehe, seit äußere Umstände mich kurzzeitig ein wenig aus der ewigen Tretmühle herausgenommen haben. Es lässt mich vieles in einem anderen Licht sehen, es lässt mich darüber nachdenken, wie ich an diesen Punkt kommen konnte. Ende 2016 hatte ich einen guten Kontakt zu meinem Kollegen Sebastian, was sich später jedoch als eine grobe Fehleinschätzung meinerseits herausstellen sollte.

Sebastian war im Ermittlungsdienst auf derselben Dienststelle wie ich tätig, war verheiratet und hatte ein Kind. Äußerlich war er nicht der Typ Polizeibeamter aus dem Bilderbuch. Er war in die Jahre gekommen, leger und sportlich gekleidet und trug meistens einen Dreitagebart. Neben unserem Beruf verband uns auch die Gastronomie, in der wir beide neben unserer Beamtentätigkeit tätig waren. Wie bei so vielen Kollegen und Kolleginnen hatte er auch diese eine Charaktereigenschaft, die womöglich auch sinnbildlich für die ganze Gesellschaft, aber eben besonders für die Kollegen aus dem Dienst steht: Geiz ist geil!

Auch das kannte ich schon von meinem Vater, auch das war mir also schon seit frühesten Jugend vertraut. Bei ihm schien es mir jedoch immer mehr wie eine wohldosierte Sparsamkeit, mit dem Ziel, sich eines Tages etwas leisten zu können, weniger dogmatische Pfennigfuchserie. Leider brachte ich diese Eigenschaft nicht zur Polizei mit und eignete sie mir auch nicht an. Bei Sebastian war es etwas Anderes, auch wenn es schwer zu sagen war, ob diese »Tugend« auf Egoismus oder Neid fußte. Er war ja zum Glück nur Kollege. Wie heißt es so schön: Freunde kann man sich aussuchen, Kollegen nicht.

Ich habe viele Kumpels, aber nur wenige enge Freunde. Kumpels sind für mich Menschen, mit denen ich gut auskomme und auch gerne Zeit verbringe, aber gleichzeitig nicht immer etwas unternehmen muss. Freunde hingegen sind die Leute, an die ich mich mit meinen Problemen im Vertrauen wenden kann. Sie sind rar gesät, und besonders in meiner Kindheit hätte ich mir mehr von ihnen ge-

wünscht, aber wegen meiner quirligen Veranlagung hatte ich im Klassenverband keinen leichten Stand.

Manche meiner Freunde begleiten mich nun schon seit vielen Jahren, manch andere haben mit den unterschiedlichen Lebenssituationen gewechselt. Mit vielen von ihnen wurde ich gemeinsam groß, verlor sie zum Teil aus den Augen, einige traf ich wieder und entdeckte sie neu, nachdem ich nach fast zehn Jahren Abwesenheit in meinen Heimatort zurückgezogen war. Den Kontakt hatte ich nie verloren, denn es gab und gibt ja diesen geilen Sport, der mich mit vielen verbindet: den Fußball. So waren die Wochenenden, wenn es möglich war, immer dem Fußball gewidmet. Ich liebte es, mich beim Training auszupowern und danach mit den Jungs in die Stadt zu fahren. Wir waren ja schließlich keine Profis, und unsere Belohnung waren die Kameradschaft und die kühlen Drinks nach dem Sport: Mann, was hatten wir Spaß!

Einer dieser engsten Freunde, den ich bereits aus der Schule und aus dem Jugendfußball kannte und später beim Fußball wieder traf und dem ich mich dank einer Vielzahl an Gemeinsamkeiten immer sehr verbunden fühlte, war Sven. Svenno, wie wir ihn – um Verwechslungen auf dem Platz zu vermeiden – zu nennen pflegten, ist ein ehrgeiziger, hartnäckiger, konsequenter und hilfsbereiter Typ, um an dieser Stelle nur einige seiner Vorzüge zu nennen. Er ist Koch und selbst in der Gastronomie großgeworden. So war er meiner Lebensgefährtin und mir in vielen Fragen rund um die Eröffnung unserer Gaststätte, des Kiosks und der Anschaffung des Food-Trucks mit seinem »Knowhow« immer eine große Hilfe.

Da wir befreundet waren, bekam ich in seinem Betrieb zum ersten Mal mit, welche Widrigkeiten einem innerhalb der Gastronomie begegnen können: die Unwägbarkeiten mit den Banken, der »Social-Media«-Auftritt, die Gäste und natürlich die Neider. Ich lernte in all den Jahren unserer Freundschaft, Svenno dafür zu bewundern, mit welcher Akribie, Geradlinigkeit und Härte zu sich selbst er seit jeher bei der Sache war und heute noch immer ist.

Naja, nun lag ich hier auf dem Sofa, und selbst der beste Freund konnte jetzt nicht helfen. Das Herumliegen machte mich mürbe. Oh Mann, manchmal gibt es diese Momente, in denen so viele Gedanken über mich hereinstürzen; dieser war so einer. Den kürzlichen Tod meiner Mutter hatte ich noch nicht überwunden, und auf der Dienststelle lief es nicht rund. Ich wollte an mich und meine Kämpfernatur appellieren, aufgeben war schließlich nie mein Ding. Ich sollte die Dinge ändern, die mich »krankmachen«. Wir leben doch in einem Land, in dem immer allen alles recht gemacht wird. Da konnte es doch wohl nicht so schwer sein, einen Weg aus der Misere bei der Polizei zu finden. Ein Diplom-Verwaltungswirt, Fachrichtung Polizei, wie sich das im Amtsdeutsch schimpft, wird doch wohl gefragt sein. Das ist doch etwas? Dabei noch einen guten Abschluss. Also, wo werden Leute wie ich gesucht? Nirgends. Polizei kam für mich nicht mehr in Frage. Da wären wieder die gleichen Leute um mich herum, und die Probleme, die sich aus meinem Zusammenspiel mit ihnen ergeben würden, wären dieselben. Also vielleicht eine andere Behörde? Ging nicht, da dort die Fachrichtung eine andere sein

müsste. Einziger Ausweg: in die Polizeiverwaltung. Da war doch was? Ach ja, wieder dieselben Leute.

In Deutschland ist nun einmal für (fast) alles eine Ausbildung, ein Studium oder eine sonstige Qualifikation notwendig, was meine Einsatzmöglichkeiten sehr einschränkt. Das kommt von oben, da kann man nichts machen, will ich dieses Mal nicht sagen. Was konnte ich denn noch? Was blieb für einen wie mich übrig, wenn er einen Weg verlassen sollte, der ihn eigentlich bis zum Ruhestand bindet? Für die Betriebe von Paddy organisierte ich regelmäßig Veranstaltungen. Bei Paddy richtig zu arbeiten, wurde nur leider nichts, da die drei Betriebe gerade mal genug für ihren Lebensunterhalt abwarfen. Ja, viele denken immer, die Gastronomen seien Millionäre und dass bei uns der große Reibach gemacht wird, aber ich kann euch sagen: Viel Arbeit, wenig Geld, kein Gejammer. An dieser Stelle sei erwähnt: Paddy arbeitet jeden Tag bis zu 16 Stunden.

Was blieb mir noch? Im Verlauf der Jahre hatte ich ein wenig gelernt, Musikvideos oder Imagefilme zu produzieren und konnte das mittlerweile auch auf diversen Departments umsetzen. In all der Arbeit mit unserer kleinen Produktionsfirma »Videobeatz« blieb zwar etwas hängen, aber das war stets alles immer »self-made« und ohne Ausbildung.

Das Klingeln meines Handys riss mich aus meinen Tagträumen. Nummer unterdrückt. Ist bestimmt die Dienststelle, dachte ich, denn Sebastian hatte mir bereits zugesteckt, dass sich jemand bei mir melden würde, um alles Weitere abzuklären. Und so war es auch. Mein Chef

Thomas war in der Leitung: »Moin Kochi, wann bist du denn wieder dienstfähig? Wir sind hier eng an Leuten.«

Ich antworte: »Das kann ich noch nicht genau sagen. Es wird sich sicher noch einige Zeit hinziehen, bis ich wieder laufen kann.«

»Du wirst sicher demnächst wieder Innendienst machen können. Wir haben Carolin erstmal deine Vorgänge gegeben. Wenn sie Fragen hat, ruft sie dich an. Lass dich mal auf der Dienststelle sehen, wenn du es einrichten kannst. Mach es gut und Tschüss erstmal.«

Kein »Wie geht's dir?«, oder eine sonstige Interessenbekundung. Nein, Hauptsache, der Dienst läuft. Wie es mir geht? Scheißegal! Genau der falsche Impuls, um mich von meinen düsteren Gedanken fortzubringen.

Mein Vorgesetzter Thomas war einer von vielen Vorgesetzten, die nur den Dienst kannten und für ihn lebten. Er hatte sein halbes Leben große Verfahren betrieben und geleitet. Da wurde eben das Private zugunsten des beruflichen Erfolges hintenangestellt und viele unbezahlte Überstunden geleistet. Wer so etwas bereitwillig tut, erwartet dies natürlich auch von seinen Leuten, ohne dass die gleichen Lorbeeren winken würden. Er war erst seit Kurzem mein Vorgesetzter, den ich aber bereits seit meiner Ausbildung im mittleren Polizeidienst vor über 20 Jahren kannte.

Außerdem hatte er erst vor Kurzem dafür gesorgt, dass ich von meiner letzten Tätigkeit, die mir eigentlich Spaß gemacht hatte, in den Keller der Dienststelle verfrachtet wurde, um mich dort mit Drogendelikten herumzuschlagen. Das war gar nicht mein Ding. Doch mein damaliger